

Dirk Schütz

Milliardäre

Zehn Schweizer Superreiche –
und die grosse Frage:
Macht Geld glücklich?

BILANZ

Dirk Schütz

Milliardäre

Zehn Schweizer Superreiche –
und die grosse Frage:
Macht Geld glücklich?

BILANZ

**Für Roselien, Niklas und Amelie:
Sie machen mich glücklich**

Dank

Ein grosses Dankeschön geht an die zehn Persönlichkeiten, die sich für die Porträts in diesem Buch zur Verfügung gestellt haben. Ohne ihre Offenheit und Begeisterung wäre dieses Projekt nicht möglich gewesen.

Impressum

**Ein Buch der «Bilanz», erschienen in der
Beobachter-Edition, Ringier Axel Springer Schweiz AG**

Beobachter-Edition

**© 2021 Ringier Axel Springer Schweiz AG, Zürich
Alle Rechte vorbehalten**

Lektorat: Heike Specht, Zürich

Umschlaggestaltung, Konzept und Layout: fraufederer.ch

Fotos: zVg Dirk Schütz

Illustrationen: Kornel Stadler, Bern

Herstellung: Bruno Bächtold

Druck: Grafisches Centrum Cuno GmbH & Co. KG, Calbe

ISBN 978-3-03875-347-6



Inhalt

Geld, Glück und Verantwortung

«Wer reich stirbt, stirbt in Schande»

Christoph Blocher

«Es gibt nichts Traurigeres als einen armen Unternehmer»

Urs Wietlisbach

«Ich werde 90 Prozent meines Vermögens zurückgeben»

Hansjörg Wyss

«Ich war mein ganzes Leben glücklich - ob mit oder ohne Geld»

Klaus-Michael Kühne

«Geld macht zumindest nicht unglücklich»

Michael Pieper

«Ich habe kein Geld, sondern Vermögen»

André Hoffmann

«Geld ist der falsche Massstab, um Erfolg zu messen»

Samih Sawiris

«Wer nichts zurückgibt, kommt in die Hölle»

Andreas Jacobs

«Geld kann einen davon abhalten, sich zu besinnen»

Urs Burkard

«Geld ist Unabhängigkeit - das ist der wahre Wert»

Peter Spuhler

«Geld ist für mich ein Arbeitsmittel»

Die Formel vom Glück

«Ab 100 Millionen spielt Geld keine Rolle mehr»

Geld, Glück und Verantwortung

«Wer reich stirbt, stirbt in Schande»

Es ist die grosse Frage, die die Menschheit seit der Prägung der ersten Münzen vor mehr als 3000 Jahren verfolgt: Macht Geld glücklich? Berge an Literatur gibt es, die sich mit diesem Menschheitsthema beschäftigt: Wo kommt das Geld her, was ist seine Bedeutung und was hat es mit seiner vermeintlichen moralischen Verwerflichkeit auf sich? Jeden einzelnen Tag rasen mehr als 6000 Milliarden Dollar an den Devisenmärkten um den Globus, die staatlichen Geldschaffer namens Notenbanken weisen etwa das zwanzigfache Volumen als Bestand aus.

Dabei führt schon die Frage, was Geld überhaupt ist, zu hitzigen akademischen Debatten, die wiederum unzählige Datensätze an Fachdisputen produzieren. Sind die Geldmengen nur unzählige Elektroimpulse auf den Servern der mehr als 30 000 Banken weltweit, unterstützt von bedruckten Papierfetzen, die in bargeldlosen Zeiten immer mehr zur Folklore werden? Oder ist Geld doch, wie es der irische Schriftsteller Oscar Wilde Ende des 19. Jahrhunderts ausdrückte, die zentrale Triebfeder des Homo sapiens? Schliesslich ist er die einzige Spezies, die Geld kennt:

«Als ich jung war, dachte ich, Geld sei das Wichtigste im Leben. Jetzt, wo ich alt bin, weiss ich: Es ist es.»

Der spanische Eroberer Hernán Cortés begründete im 16. Jahrhundert seine Gier nach Gold gegenüber den Einheimischen in Südamerika mit einem Leiden, das ihn und seine Mitstreiter befallen habe: «Wir Spanier kennen eine Krankheit am Herzen, die nur Gold heilen kann.» Dann liess er die Ureinwohner brutal eben für dieses Gold niedermetzeln. Könige brandschatzten, Kreuzritter mordeten, Prostituierte gaben sich für den Ablass hin: Die Geschichte des Geldes war auch immer eine Geschichte des Blutes, des Verbrechens und des Heilsversprechens. Auch heute noch sind die Mehrzahl der Straftaten durch die Glücksverheissung des Geldes motiviert.

Doch sind die Reichen wirklich glücklicher? Laut dem Wilde-Zeitgenossen George Bernard Shaw schon: «Es stimmt, dass Geld nicht glücklich macht. Allerdings meint man damit das Geld der anderen.» Zu viel britische Ironie? Wer es genau wissen will, muss die Reichen befragen: über ihre Motive, über ihre Investments, über ihre Emotionen. Wie wichtig war Geld in ihrer Kindheit? Wie kamen sie zu den grossen Vermögen? Welchen Unterschied macht es, ob ein Vermögen selbst erarbeitet oder vererbt wurde? Welche Prozesse setzen grosse Millionenbeträge im Gehirn frei? Was nimmt mit dem Kontostand zu – Geiz oder Grosszügigkeit? Und natürlich auch: Wie geht man in diesen Zeiten verantwortungsvoll mit einem grossen Vermögen um?

Corona erhöht den Druck auf die Reichen

Die Corona-Krise hat die Ungleichheit zwischen Arm und Reich weiter verschärft.

Das betrifft die Reichen direkt: Der soziale Druck auf sie steigt. Die Wohlhabenden waren schon immer die erste Zielscheibe der Umverteilungsanhänger, die ungleiche Verteilung der Vermögen stand am Anfang zahlreicher Revolutionen. Jetzt geraten die Reichen wieder in den Fokus: Die Technologierevolution der letzten drei Jahrzehnte hat in einer Geschwindigkeit Milliardenvermögen geschaffen, die früher undenkbar war. Gleichzeitig bedroht diese technologische Revolution aber auch einen Grossteil der

traditionellen Arbeitsplätze. Dieser Trend wird durch Corona verstärkt. Ungleichheit ist das Thema unserer Epoche, und man muss kein Prophet sein, um zu prognostizieren: Die Kluft zwischen Arm und Reich wird in den nächsten Jahren weiter wachsen.

Wie reagieren die Superreichen darauf? «*The man who dies rich, dies disgraced*», schrieb Andrew Carnegie, schwerreicher amerikanischer Stahlbaron und der Pate der weltweiten Philanthropie, schon in seinem 1889 erschienenen Klassiker *The Gospel of Wealth*: Wer reich stirbt, stirbt in Schande. Seine Forderung: Ein Mensch mit umfangreichem Vermögen solle einen Grossteil davon – bei ihm selbst waren es 90 Prozent – zu seinen Lebzeiten an die Gesellschaft zurückgeben. Darin lag aus seiner Sicht der einzig verantwortungsvolle Umgang mit so grossem Reichtum. Die beiden Alternativen verwarf er: Ein beachtliches Vermögen komplett den Nachfahren zu vermachen, verderbe die nächste Generation nur (Carnegie hatte seine Firma bereits zu Lebzeiten verkauft). Und nach dem Tod das Geld an den Staat fallen zu lassen, sei ein ineffizienter Umgang mit dem Geld.

Die amerikanischen Multimilliardäre Bill Gates und Warren Buffett beriefen sich bei der Gründung des exklusivsten Clubs der Welt auf Andrew Carnegie: Sie gründeten 2010 die «Giving Pledge». Beitreten darf, wer über ein Vermögen von mindestens einer Milliarde Dollar verfügt – und sich verpflichtet, mindestens die Hälfte davon zu spenden. 211 Mitglieder zählte die «Giving Pledge» Ende 2020 – und nur ein Schweizer ist dabei: der Berner Selfmade-Milliardär Hansjörg Wyss (siehe Seite 45).

Dass die überwältigende Mehrheit der Milliardäre sich nicht offen zur «Giving Pledge» bekennt, bedeutet aber keineswegs, dass sie nicht auch eine soziale Verpflichtung empfinden angesichts ihres Reichtums. Vielen Europäern ist die «Giving Pledge» zu amerikanisch, zudem hat Philanthropie durch Carnegie und seine Jünger in den USA eine viel längere Tradition, und das führt in Kombination mit einer deutlich höheren Erbschaftssteuer zu einer speziellen Motivationslage: In den USA gehört es für Milliardäre zum guten Ton, viel zu spenden – und laut darüber zu reden. In Europa gilt noch immer eher: Man tut Gutes und schweigt.

Und schliesslich sind auch viele Milliardäre kritisch gegenüber den grossen Spendenorganisationen wie der Gates-Stiftung. Gerade die Unternehmer der ersten Generation, die ihr Vermögen oft hart erarbeitet haben, stören sich an den satten Bezügen der Manager von derartigen Stiftungen. «Von jeden 1000 Dollar, die man für Charity ausgibt, werden wahrscheinlich 950 Dollar unklug ausgegeben», wusste bereits Carnegie. Das Geld zu verschenken, ist einfach. Dies effizient, nachhaltig und mit der grösstmöglichen Wirkung zu tun: Das ist die grosse Herausforderung.

«Ich habe Bill erklärt: Ich verkaufe diese Aktien nicht», sagt etwa Roche-Erbe André Hoffmann (siehe Seite 83). Er wurde schon mehrfach von Gates angefragt, ob er nicht der «Giving Pledge» beitreten wolle. Doch er lehnte stets ab – weil er überzeugt ist, dass er über die Familienbeteiligung sozial mehr erreichen kann. «Wenn ich jetzt alles verkaufe, weil der Kurs gestiegen ist, verlieren wir einen zentralen Erfolgsfaktor unserer Firma. Bei einem breit gestreuten Aktionariat wäre das Engagement nicht mehr dasselbe.»

Wie denken sie also, die Superreichen? Wie leben sie? Was unterscheidet sie von Normalbürgern? Das Interessante ist: Herkunft ist heute kein entscheidendes Differenzierungsmerkmal mehr. Während des grössten Teils der letzten 3000 Jahre der Menschheitsgeschichte war üppiger Reichtum nur Königen, Fürsten oder Päpsten vergönnt. Erst ab Mitte des 16. Jahrhunderts entstanden reiche Kaufmanns- und Händlerclans. Mitte des 19. Jahrhunderts bildeten sich die ersten Industrielldynastien, Anfang des 20. Jahrhunderts wurde der New Yorker Industriemagnat John D. Rockefeller nominal der erste Milliardär der Weltgeschichte.

Heute lassen sich Milliardenvermögen viel schneller aufbauen: sicher in einer

Lebenszeit, bei manchen Technologie-Milliardären sogar in wenigen Jahren. Eisernes Gesetz bleibt aber: Der Weg zur grossen Vermögensbildung führt praktisch immer über die Gründung oder die Übernahme eines Unternehmens. Nur der Besitz (ob ganz oder in Teilen) einer Firma katapultiert eine Person in enorme Vermögensdimensionen.

Und so haben wir uns auf eine spezielle Reise begeben – zu zehn Superreichen in einem sehr speziellen Land: 135 Milliardäre zählt die Schweiz gemäss der jüngsten *BILANZ*-Reichstenliste (inklusive in der Schweiz lebender Ausländer; diese Definition gilt auch bei der Auswahl der Porträtierten in diesem Buch). Die Eidgenossenschaft stellt damit nur 0,1 Prozent der Weltbevölkerung, aber 15 Prozent der Milliardäre: 2200 Milliardäre ortete die Vermögensverwalter-Bank UBS Ende 2020 auf dem Planeten. Bei 7,8 Milliarden Erdenbewohnern bedeutet das: Ein Milliardär pro 3,5 Millionen Menschen – fürwahr ein rarere Menschenschlag.

Die Geschichte des Geldes war auch immer eine Geschichte des Blutes, des Verbrechens und des - Heilsversprechens.

Gleichzeitig ist in der Schweiz die Zurschaustellung von Reichtum besonders verpönt – asketische Religionsreformer wie Ulrich Zwingli oder Jean Calvin haben hierzulande besonders tiefe Spuren hinterlassen. Noch immer gilt hier besonders die Maxime: Über Geld redet man nicht – und Geld zeigt man nicht. In diesem Buch haben sich zehn Superreiche bereit erklärt, eine Ausnahme zu machen. Sieben Treffen fanden physisch statt, trotz Corona, drei per Videokonferenz. Einige sagten sofort zu, bei anderen bedurfte es etwas Überzeugungsarbeit.

Besonders zurückhaltend zeigten sich die Milliardärinnen: Von den angefragten Kandidatinnen wollte keine mitmachen. Es handle sich um «ein sehr persönliches Thema, vor allem aber auch um ein sehr sensibles», liess eine ausrichten. «Vor diesem Hintergrund bitte ich Sie um Verständnis, dass ich von einem Textbeitrag gerne absehen möchte.»

Auch aus der Kategorie der Erben gab es einige Absagen. Das Thema werde sicherlich bei «Leserinnen und Lesern auf Interesse stossen», antwortete ein prominenter Milliardär, der seine Familienfirma verkauft hat.

2200 Milliardäre gibt es auf der Welt - fürwahr ein rarere Menschenschlag.

«Dennoch möchte ich Sie um Verständnis bitten, dass ich auf eine Teilnahme verzichte. Sie wissen ja, dass ich mich zu den genannten Themen grundsätzlich in der Öffentlichkeit so wenig wie überhaupt nur möglich äussern möchte.»

Und ein anderer bekannter Milliardärerbe liess ausrichten: «Ihr Projekt erachte ich als interessant. Dennoch möchte ich mich daran nicht beteiligen, da ich meine Zurückhaltung, was die mediale Präsenz betrifft, beibehalten werde.»

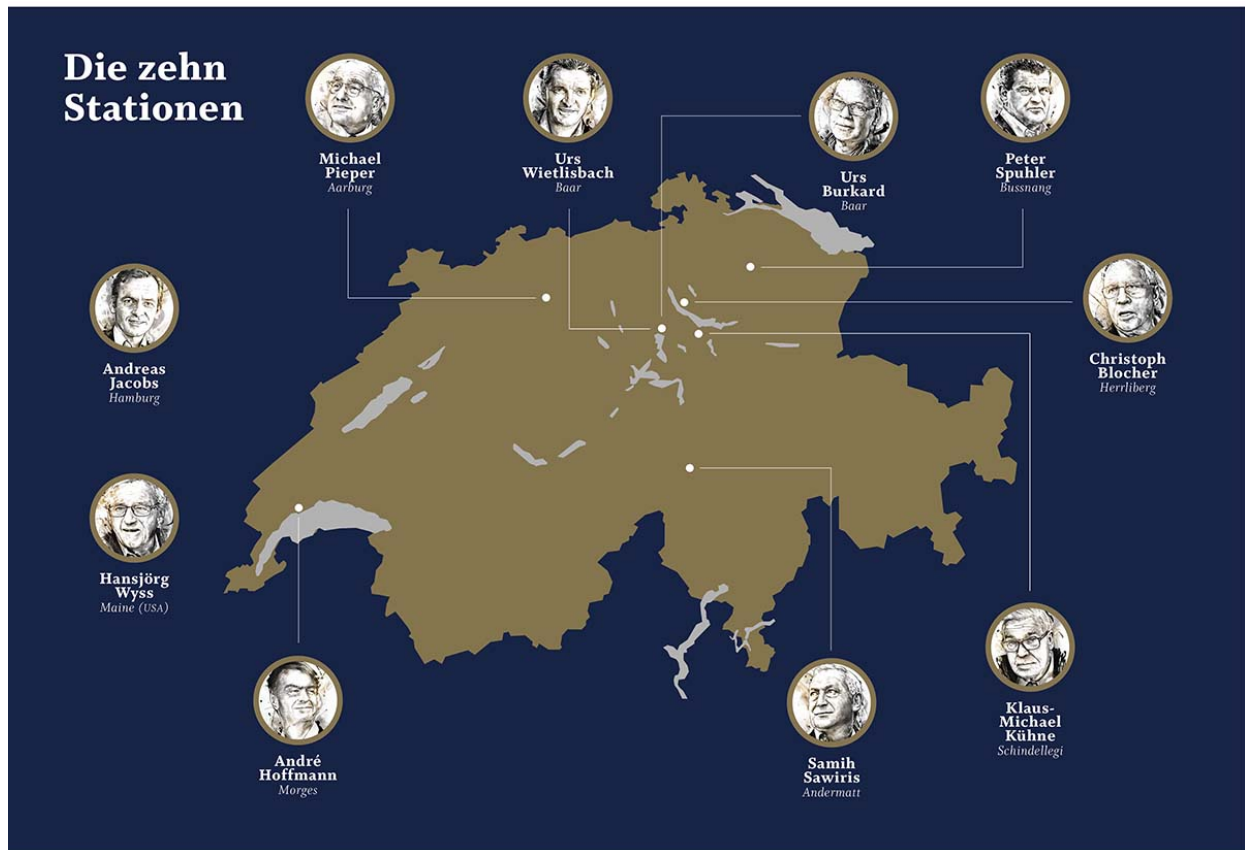
Blick auf das Grössere

Und auch die neuen Technologie-Milliardäre, in der Schweiz ohnehin dünn gesät,

wollten sich nicht äussern: «Leider bin ich an persönlichen Stories nicht interessiert, so dass ich Ihnen nicht weiterhelfen kann», liess einer von ihnen ausrichten. Besonders interessant war die Reaktion von Ivan Glasenberg, dem langjährigen Chef des Rohstoffriesen Glencore und mehrfachen Milliardär. Was bislang nicht bekannt ist: Er finanziert seit vielen Jahren Schulen in seiner Heimat Südafrika und in den Staaten der früheren Sowjetunion. Sein Vater war einst als einfacher Einwanderer aus Litauen nach Südafrika gekommen, dem Holocaust der Nazis knapp entflohen. Eine gute Schulbildung, so die Lehre Glasenbergs, kann einem niemand nehmen – deshalb engagiert er sich hier besonders. Er hat in der Schweiz eine eigene Stiftung gegründet, die das Geld nach Rücksprache mit ihm verteilt. Für 50 Schulen ist er der alleinige Geldgeber, nach seinem Rückzug bei Glencore will er sich verstärkt diesen Projekten widmen. Aber darüber offen reden? Auf keinen Fall.

Doch zehn Superreiche öffneten sich. Der jüngste von ihnen (Andreas Jacobs) wurde im Jahr 1963 geboren, der älteste (Hansjörg Wyss) 1935. Vielleicht bedarf es einer gewissen Altersgelassenheit, um diesen Schritt zu wagen. Der radikale Drang nach Sieg und Erfolg, ohne den bedeutende Aufbauleistungen kaum möglich sind, weicht dem Blick auf das Grössere: die Gesellschaft, die nächste Generation, das Vermächtnis.

Begeben wir uns also auf unsere Reise nach der Suche des Milliardärsglücks.





Christoph Blocher

**«Es gibt nichts Traurigeres als
einen armen Unternehmer»**

s dauert einige Minuten, bis sich das schmiedeeiserne Tor öffnet. Ein Namensschild ist nicht zu finden, aber fast jeder hier in Herrliberg weiss, wer in dieser Villa lebt. Auf dem gepflasterten Vorplatz steht ein bronzener Bulle in Originalgrösse. Doch der symbolisiert nicht etwa die Börse, wie man es vielleicht erwarten würde bei einem Unternehmer, der einen Milliardenkonzern aufgebaut hat. Nein – er steht für die ländliche Verbundenheit des Hausherrn. «Die Börse ist ein Kasino, der Bauer schafft Werte», begrüsst Christoph Blocher mit dem bekanntesten Lachen des Landes.

Dann öffnet er eines der Garagentore. «Schauen Sie mal, mein Rennauto», lacht er – und zeigt auf einen Mitsubishi-Kleinwagen, der sicher schon einige Jahre die Strassen um den Zürichsee befahren hat. «Das ist mein Lieblingsauto, da kann man so schön Musik hören.» Das Thema ist gesetzt. Es soll ums Geld gehen – und da lautet die Botschaft gleich: Das gibt man nicht für protzige Autos aus.

Für Hobby aber schon. Christoph Blocher führt an der Villa vorbei. Vor einiger Zeit hat er auch das Nachbargrundstück gekauft, um dort ein Gebäude für seine Gemäldesammlung zu bauen – sie umfasst 600 Bilder von Schweizer Künstlern aus dem 18. und 19. Jahrhundert, besonders prominent vertreten: sein Lieblingsmaler Albert Anker.

Die Bauarbeiter blinzeln in der Nachmittagssonne. «Passt alles?», ruft er ihnen zu. «Was nicht passt, wird passend gemacht», ruft einer der Bauarbeiter zurück. Bald soll der Bau fertig sein. Einsprachen gab es nicht, in Herrliberg eine Seltenheit. «Ich habe alle Nachbarn gefragt: Wollt ihr lieber vier Stockwerke in die Höhe oder in die Tiefe?», erzählt der Hausherr sichtlich stolz. «Da waren alle für den Tiefbau. Und so wurde es gemacht.»

Geld ist das Blut des Unternehmens

Der Blick könnte nicht besser sein an diesem Sonnentag im

Juli 2020: Kristallklare Luft, der blau glänzende Zürichsee, die schneebedeckten Glarner Alpen – mehr Schweiz kann keine Postkarte bieten. Jeden Morgen streift Blocher um sechs Uhr durch die Natur, um die Verbundenheit mit der Erde zu spüren. Sein Nachbar, Bauer mit eigenem Hof, sagte ihm einmal: «Du kennst mein Land besser als ich.» Im Sommer steht der ausgedehnte Schwimmeinsatz im lang gestreckten Pool an.

Der Hausherr serviert Mineralwasser auf der Terrasse, das macht er selbst – und kommt gleich auf den Punkt: «Wer sagt, dass Geld unwichtig ist, der lügt. Aber, und das war für mich immer zentral: Es ist nicht mein Antrieb.» Was denn? Die Augen blitzen auf, plötzlich ist all die Leichtigkeit verschwunden. «Unternehmerisch etwas zu bewegen. Geld bildet das Blut des Unternehmens. Dafür brauche ich es, aber eben nur als Mittel zum Zweck.» Und was ist mit all den Menschen, die die Anhäufung von Geld zu ihrem Lebensziel machen? «Sie verschieben die Ausgaben in die Zukunft. Darum sind Leute, die dem Geld als Selbstzweck hinterherlaufen, seltsame Leute – und unglücklich noch dazu: Sie rennen immer einer Ersatzsache hinterher.»

Das tat er nie. Christoph Blocher, geboren im Kriegsjahr 1940, ist nicht nur – das würden selbst seine ärgsten Widersacher kaum bestreiten – die prägendste Figur der Schweizer Politik der letzten vier Jahrzehnte. Mehrere Biografien sind über ihn erschienen, sein Leben wurde ausgeleuchtet wie kein zweites in der jüngeren Schweizer Geschichte. Wie er im Jahr 1992 fast im Alleingang den Beitritt der Schweiz zum Europäischen Wirtschaftsraum EWR verhinderte, wie er mit Machtinstinkt, Volksgespür und ja, auch viel Geld, seine rechtsbürgerliche SVP zur stärksten Partei des Landes hochpeitschte, wie er im Jahr 2003 in den Bundesrat gewählt und dort vier Jahre später filmreif wieder abgewählt wurde: Bester Stoff für Verehrung oder Verteufelung, je nach politischer Positionierung.

Viel weniger beleuchtet ist dagegen der Teil seines Lebens,

der ihm, so schildert er es zumindest selbst, viel mehr bedeutet: seine Unternehmerkarriere. Christoph Blocher ist vor allem ein Mann, der als Firmeneigner hochehrgefolgreich war: Er hat eine Unternehmensgruppe geschaffen, deren Wert seit seiner Übernahme im Jahre 1983 von 130 Millionen Franken auf mehr als 20 Milliarden hochgeschossen ist, wovon mehr als 15 Milliarden Franken bei seiner Familie liegen. Und, was für ihn mindestens genauso wichtig ist: die mehr als 3000 Menschen Arbeit gibt.

Vorgezeichnet war das keinesfalls. Er wuchs als siebtes von elf Kindern in einem ländlichen Elternhaus in Laufen im Kanton Zürich auf, direkt über dem Rheinfall. Die gesamte Familie teilte sich ein Badezimmer, die sieben jüngsten Kinder schliefen in einem Zimmer. Vater Wolfram war Pfarrer, aber nicht aus Leidenschaft. Er liebte die Kunst, doch weil das Geld knapp war, hängte er sich Ausrisse an die Wand.

Einmal schnitt er aus einer Zeitung ein Bild des Malers Ludwig Richter aus und verzierte damit das karge Heim. Später sollte sein Sohn ein Original des Malers kaufen. Da war der Vater schon tot. Christoph Blocher schenkte es seiner Mutter, die in der Familie immer das Geld einteilte. Der Vater schmückte das Haus auch mit Titelblättern des Beobachters, die Bilder von Albert Anker zeigten – schon damals entstand offenbar die Zuneigung zu dem Berner Maler, der das heimische Volksleben des 19. Jahrhunderts so trefflich darzustellen wusste. Geld war nie ein Thema in den Familiengesprächen, was der junge Christoph schon fast zu sorglos fand.

Während die Geschwister den Bibellesungen des Vaters folgten, schlich er sich zum benachbarten Bauern. Die Begeisterung für die Natur war so gross, dass er als 16-jähriger eine Landwirtschaftslehre begann und dann nach nachgeholter Matura in Zürich ein Landwirtschaftsstudium

aufnahm. Doch da setzten ihm zum ersten Mal die wirtschaftlichen Sachzwänge Grenzen: «Ich wäre gern Bauer geworden, aber hatte keinen Hof – und kein Geld, mir einen zu kaufen.» Das Agrarstudium langweilte ihn schnell – «Ich wusste doch schon alles von der landwirtschaftlichen Schule.» Und so setzte er sich zu den Juristen in die Vorlesung. Er war sofort begeistert und sattelte auf Jura um.

Das Geld verdiente er sich als Werksstudent auf der Sihlpost in Zürich – die Abendschicht ging von 20 Uhr bis 1 Uhr nachts. Nach dem Studium wollte er eine Halbtagsstelle als Assistent an der Fakultät annehmen, doch da erreichte ihn der Anruf eines alten Bekannten: Werner Oswald, Mehrheitsaktionär der Emser Werke in Domat/Ems im Bergkanton Graubünden. Der vife Christoph war dem Patron aufgefallen, weil er dessen ältestem Sohn bei der Matura geholfen hatte. Der Firmenchef hatte Blocher damals sogar ein Zimmer bezahlt. «Wollen Sie nicht zu uns in den Rechtsdienst kommen?», fragte er. «Ich verstehe nichts von Wirtschaft», antwortete Blocher. «Dann lernen Sie es», entgegnete der Patron.

Um den Verkaufsprozess ranken sich bis heute - Mythen, eingefleischte - Blocher-Gegner behaupten noch immer, er habe sich die Firma erschlichen.

Das tat er dann auch – und zwar sehr schnell. Noch bevor er seine Dissertation beendet hatte, war er Vizedirektor: